

Zeitschrift: Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus
Herausgeber: Vereinigung Freundinnen und Freunde der Neuen Wege
Band: 74 (1980)
Heft: 12

Artikel: Die politische Praxis der Christen
Autor: Albertz, Heinrich
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-142868>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 16.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die politische Praxis der Christen*

Als letzter der Reihe habe ich nun das Wort, dankbar für das, was ich in diesen Tagen hier auf dem Leuenberg gehört habe. Wenn ich offen sein soll, stehe ich, ein wenig angestrengt und verwirrt von viel Gelehrsamkeit, mit ungleich leichterem Gepäck theologischen Wissens und sehr lückenhafter Kenntnis des Werkes von Karl Barth vor Ihnen. Ich kann diesen Mangel hoffentlich ein wenig ausgleichen mit einem Bericht über Erfahrungen, die ich in der Bekennenden Kirche und danach in einem umgetriebenen Leben als Pfarrer, Minister Verbi Divini und dann als ein ganz anderer Minister und schließlich wieder als Pfarrer gemacht habe. Politische Praxis hat all diese Jahre begleitet — sie sind zum großen Teil selber einfach politische Praxis gewesen. Oder waren sie — ich kann darauf keine Antwort geben — vielleicht nur die Konsequenzen einer Theologie, einer theologischen Theorie? Ich will also davon erzählen, weil es am Schluß dieser Tagung helfen kann, zu klären, wie wenig eigentlich nach meinem unmaßgeblichen Eindruck die Raster «Theorie und Praxis» zum Leben und Werk von Karl Barth zu passen scheinen, wie aber vor allem sein Leben praktische Theologie war, im Ganzen und unteilbar. Praktische Theologie war bei ihm nicht eine angehängte, ungeliebte Disziplin, die dazu diente, theologische Weisheiten in die Praxis zu transportieren. Ich will in vier Punkten abhandeln, wie sehr mir das, was ich von Karl Barth verstanden zu haben glaube, geholfen hat, die politische Dimension des Evangeliums wahrzunehmen. Darum handelt es sich ja wohl, wenn wir von politischer Praxis reden.

Der Anstoß Karl Barths

Erstens möchte ich über die Ermahnung zu unbeirrbarer Kontinuität und damit zur Predigt des Wortes Gottes sprechen. Meine erste Begegnung mit Karl Barth — ich war 18 Jahre alt und Student der Theologie im ersten Semester — war die sperrige Befreiung oder die befreiende Sperrigkeit des ersten Heftes der «Theologischen Existenz heute». Ich werde das atemlose Lesen dieses Textes mein Leben lang nicht vergessen. Die Jüngeren unter Ihnen können sich schwer vorstellen, was es damals für einen jungen Menschen aus der Tradition und unter den Zwängen eines deutsch-nationalen preußischen Pfarr-

* Referat, gehalten auf der 11. Karl Barth-Tagung zum Thema: «Der Praxisbezug der Theologie Karl Barths» in der Heimstätte Leuenberg am 16. Juli 1980.

hauses bedeutet hat, in einer Fakultät Theologie zu studieren, in der der Dekan — sinnigerweise ein Alttestamentler — bereits in SA-Uniform erschien, um die Studenten zu immatrikulieren: Wir jungen Leute wurden damals in Breslau ohne Ausnahme in eine sogenannte Studenten-SA gepreßt, überschwemmt von dem Jubel der Straße und in der Gefahr, rettungslos unterzugehen im Sog nationaler Begeisterung.

Da kam dieses Heft, das ich dann übrigens illegal als eine Art Raubdruck zu Hunderten von Exemplaren in einem Keller immer wieder abgezogen habe. Es beginnt, wie Sie alle wissen werden, mit dem Bild von den Mönchen in Maria Laach, die unbeirrt ihre Horen singen, und es wirkte tatsächlich wie jene Geigenstimme, die anhebt, wenn in der Matthäuspassion Jesus Christus zu reden beginnt. Es ermutigte uns, gegen allen Augenschein bei dem zu bleiben, was wir als Spur dieses Jesus Christus in den ersten Schritten des Studiums ausmachen konnten und uns durch kein Geschrei und um keinen Preis von dieser Spur abbringen zu lassen. Es ermutigte uns, bei der Sache zu bleiben, um die es ging, oder genauer: bei dem zu bleiben, um den es allein ging, eben diesem Jesus Christus, unserem Herrn und Bruder als einzigem Trost im Leben und im Sterben, wie ich das im Konfirmandenunterricht einer reformierten Gemeinde gelernt hatte, ohne zu wissen, was das für mich bedeuten könnte. Ein fremder Lotse, ein schweizerischer Professor in Bonn, war auf ein schwankendes Schiff getreten und zeigte die richtige Richtung.

So einfach sehe ich das, ich bitte um Entschuldigung. Das klingt fast evangelikal, aber das stört mich gar nicht. Denn es war nicht nur die Rettung vor dem selbstzerstörerischen Aberglauben der «Deutschen Christen», sondern zugleich ein politischer Widerspruch ersten Ranges: ein Ja und ein Nein. Unsere politische Praxis damals begann also mit einem strengen, sperrigen Gebot zur Treue gegenüber dem Worte Gottes. Es befreite uns und warf uns auf einen Weg, der sehr unbequem werden sollte, der aber ein Weg aus der Hölle war. Ich kann es auch so sagen — die Berliner Freunde beginnen jetzt zu lächeln, weil das kommt, was bei mir immer kommt: Karl Barth hat meine Generation die Sprengkraft des ersten Gebotes gelehrt; des ersten Gebotes im vollen Wortlaut: «Der ich dich aus Aegyptenland, aus dem Sklavenhaus, herausgeführt habe», und nicht in der lutherischen bedauerlichen Verkürzung. Herr und Gott — hier beginnt der Bund Gottes mit den Menschen. D e i n Herr und d e i n Gott — mit diesem unerhörten, umwerfenden Possessivpronomen nimmt die Versöhnung ihren Anfang. Indem er uns absolut bindet, kommt er zu uns herab, indem er Herr wird, wird aus den anderen Herren der Welt für dich nur noch eine Karikatur. Was das damals bedeutete und was das über Jahrzehnte bedeuten sollte, ist schwer abzuschätzen. Jedenfalls ist diese

Konzentration auf Gott und den Herrn des Bundes, der uns in Jesus Christus versöhnen sollte und wollte, für mich der Grund gewesen, daß ich es bis auf ganz dunkle Strecken meines Lebens doch wohl geschafft habe, die Herren dieser Welt nicht ganz ernst zu nehmen und ihnen sogar heiter gegenüberzustehen. Dazu vielleicht eine kleine Fußnote: Christen im politischen Geschäft erkennt man nicht an einer christlichen Politik, sondern daran, daß sie das, was sie tun, nicht so tierisch ernst nehmen.

Du bist also frei und befreit. Und wenn nicht schon in diesem Gebote, so lernst du es nie, daß es keine Predigt gibt, die nicht diese politische Speerspitze hat und diesen Trost. Und damit bin ich beim wichtigsten und weiß nur nicht, ob ich Sie damit sehr enttäusche: jedenfalls hat Karl Barth, wenn ich das so abgekürzt und ungeschützt sagen darf, mich und meine Generation das Predigen gelehrt. Er hat uns ein für alle Male auf die Texte geworfen. Er hat uns Mut gemacht, bei diesen Texten zu bleiben. Er hat mir die Erfahrung geschenkt, daß du, wenn du bei diesen Texten bleibst, unmittelbar und ohne dich besonders anzustrengen und ohne irgend etwas umbiegen oder falsch interpretieren zu müssen, hineinredest in die politische und gesellschaftliche Wirklichkeit, oder du redest falsch. Der ganze Unsinn der Diskussion über die politische Predigt hat mich immer geärgert, aber nie unsicher gemacht. Es gibt keine unpolitische Predigt; oder die angeblich unpolitische Predigt ist die politischste, nämlich die antipolitische, die, indem sie die Welt verschweigt, in der die Gemeinde lebt, Gottes Wort verleugnet. Es kann in extremen Situationen sogar so sein, daß du gar keine Predigt zu halten brauchst — die Gemeinde ist dir dann vielleicht sogar dankbar. Du brauchst dann nur den Text vorzulesen: das hat dann seine unmittelbare Wirkung.

Ich habe ein unvergeßliches Erlebnis gehabt, das merkwürdigerweise selbst am Ort des Geschehens nicht völlig bekannt ist. Karl Immer, Pastor in Barmen-Gemarke zu jenen finsternen Jahren, hat mir das vorgelebt. Es war der Sonntag nach dem Tage, den die Deutschen geschmackvollerweise «Reichskristallnacht» genannt haben. Karl Immer stellte sich ohne Talar hin und sagte seiner Gemeinde, ein paar hundert Meter von der Gemarker Kirche entfernt sei das Wort Gottes verbrannt worden; er könne heute nicht predigen, er wolle nur zwei Texte vorlesen. Er las die zehn Gebote in ihrer ursprünglichen Fassung und das Gleichnis vom Barmherzigen Samariter, betete das Vaterunser und sagte, wer die Texte richtig verstanden habe, möchte doch bitte nachher zu ihm in die Sakristei kommen. Es kamen nach meiner Erinnerung 40 oder 50 Gemeindeglieder, und wir haben dann in den nächsten Tagen immerhin noch eine Reihe jüdischer Mitbürger mit gefälschten Pässen aus dem Deutschen Reich hinausgebracht.

Als ich später Polizeisenator von Berlin war und mit Paßfälschungen zu tun hatte, habe ich mich immer daran erinnert, daß ich auch mal selber Pässe gefälscht hatte. Es ist dies übrigens ein merkwürdiges Beispiel auch zu der Diskussion, die wir heute haben, etwa im Zusammenhang mit der mir unverständlichen amtlichen Haltung der Evangelischen Lutherischen Landeskirche Hannovers zu ihrem Dabeisein oder Nichtdabeisein in Gorleben. Hier wird deutlich, wie weit wir als Christen Legalität und Legitimität zu unterscheiden gelernt haben, was ja im deutschen Ordnungsstaat sehr schwierig ist.

Gott sei Dank kommt eine solche Sache wie damals bei Karl Immer nicht jeden Sonntag vor. Aber ich möchte hier mit aller Deutlichkeit, und wenn Sie wieder wollen, Sperrigkeit sagen: Politische Praxis der Gemeinde beginnt und endet im Gottesdienst, in Wort und Sakrament. «Du bereitest vor mir einen Tisch im Angesicht meiner Feinde.» Ich habe niemals eine Themapredigt gehalten, ich habe nie die alte Liturgie verändert. Ich sage das, weil ich die Erfahrung weitergeben möchte, daß alle Versuche, durch bloße Aenderung alter Formen modern zu sein und damit der politischen Wirklichkeit näher zu kommen, nach meinem Eindruck scheitern. Die Predigten Martin Niemoellers etwa und Helmut Gollwitzers haben jedenfalls mehr politische Wirkung gehabt als alle politischen Gottesdienste und Nachtgebete. Wer sich hier losläßt, ist losgelassen, und er wird dann eine Stimme unter vielen und nicht einmal die beste sein. Hier heißt es nicht schüchtern sein, nicht schielen und nicht stottern. Dies ist mein erster und wichtigster Punkt zur politischen Praxis. Karl Barth, der uns hier zusammengeführt hat, hat uns doch wohl dazu angestoßen, aufgeschreckt und getröstet.

Christengemeinde und Bürgergemeinde

Ich bin Karl Barth ein Leben lang dankbar dafür, daß er uns in seiner bekannten Schrift «Christengemeinde und Bürgergemeinde» auf die Personengleichheit der Menschen hingewiesen hat — eigentlich eine Selbstverständlichkeit, solange du Gemeinde und Kirche nicht als Festung der Gläubigen und Rechtgläubigen, sondern als offene Kirche für die Welt verstehst. Da sitzen sie unter deiner Kanzel — bei mir also die Bürger von Berlin-Schlachtensee — Leute, die sich für gebildet halten oder es auch tatsächlich sind, zur Mehrheit Angehörige des öffentlichen Dienstes, wie ja die Mehrheit der Berliner Bevölkerung überhaupt bald zum öffentlichen Dienst gehören wird. Zuerst Professoren, Richter, Lehrer und ihre hinterbliebenen Witwen; dann viele junge Leute, meistens, auch wenn sie sich ganz unbürgerlich geben, Söhne und Töchter dieser Häuser; dann Alternative, Grüne, Spontis, K-Gruppen, ein buntes Volk. Die Mehrheit der Gemeinde

der Kirchensteuerzahler in Schlachtensee wählt treu und immer wieder CDU. Die Mehrheit der Gottesdienstbesucher steht eher links, was immer das bedeuten mag. Auch im Gemeindegemeinderat haben die Braven unter den Bürgern das größere Gewicht. Mich hat das Vorlesen der Protokolle des jungen Karl Barth aus seiner Gemeinde sehr bewegt. Ich habe daran gedacht, wie wohl die Protokolle meiner Gemeinde aussehen würden, wenn wir sie so ehrlich und fleißig wie der Aktuar Karl Barth aufgezeichnet hätten.

Und jetzt denkt sicher jeder an seine Gemeinde. Sie ähneln sich ja alle, auch wenn die soziologische Zusammensetzung unterschiedlich sein mag. Sie ähneln sich wahrscheinlich auch alle in dieser vorzüglichen Schweiz. Jedenfalls bestehen sie alle aus Staatsbürgern, Wählern, Opfern und Betroffenen, Akteuren und Machern in öffentlichen Vorgängen, die miteinander unrettbar verflochten sind in die politischen und gesellschaftlichen Zusammenhänge. Vor ihnen stehst du nun als Pfarrer, Inhaber des öffentlichen Predigtamtes, gebunden an ein Ordinationsgelübde und selbst Staatsbürger, Wähler, Betroffener. Wenn nun richtig ist, daß du ihnen Gottes Wort als Gesetz und Evangelium vorzustellen hast, wie kannst du dies anders tun, als daß du sie über ihre ganz persönlichen Sorgen, Belastungen und Ängste hinaus, die sie als Väter und Mütter, als Söhne und Töchter, als Kranke und in Not Geratene, als Liebende und Verlassene, allein und miteinander haben, in die Betroffenheit als Menschen dieser Welt ansprichst? Das wird ja inzwischen von niemandem mehr bestritten, nach ihrer Weltkonferenz in Lausanne auch von den sogenannten Evangelikalen nicht mehr. Die Frage geht nach dem «wie» und «wie sehr», «wie offen» und «wie deutlich», «wie verbindlich» und «wie parteilich». Und da kann ich Ihnen auch nur berichten, daß mir über die Jahre hin nach erstem Zögern, und insbesondere dann in der zweiten Hälfte meines Pfarramtes nach den staatlichen Verpflichtungen, die größte Deutlichkeit und Offenheit, auch die deutliche Parteilichkeit dem Worte Gottes gegenüber am angemessensten zu sein scheint. Denn wenn wir die Glieder dieser Gemeinde als Geschöpfe, und zwar als schon erlöste Geschöpfe Gottes vor uns haben und selber zu ihnen gehören, dann sind wir ihnen doch das Ganze schuldig, das ganze Gesetz und das ganze Evangelium. Dieses Gesetz will Frieden und Freiheit und Recht, Menschlichkeit und Barmherzigkeit. Dieses Evangelium sagt, daß Frieden und Recht, Menschlichkeit und Barmherzigkeit in Jesus Christus möglich sind. Also sag es ihnen! Aber nicht nur in Ueberschriften.

Eine der großen, gewaltigen Ueberschriften sind etwa die sogenannten Seligpreisungen der Bergpredigt. In einer der Gruppen auf dieser Tagung haben wir darüber gesprochen, und sogleich — sogar

von mir — kam das Zitat: «Mit der Bergpredigt kann man nicht regieren.» Natürlich kann man mit der Bergpredigt nicht regieren. Aber es ist ein fundamentaler Unterschied, ob du etwas davon gehört hast, daß dieser Jesus Christus die Friedensstifter und nicht die, die auf Gewalt aus sind, glücklich preist, die Barmherzigen und nicht die, die auf Fressen und Gefressenwerden aus sind, die, die trauern können, und nicht die, die immer Recht gehabt haben. Ich habe das in einem Aufsatz aufzuschreiben versucht, und das Ergebnis dieser Arbeit ist für mich als einen, der zwanzig Jahre lang das opus alienum einer unmittelbaren politischen Verantwortung recht und schlecht hat wahrnehmen müssen, daß die Schneisen, die hier nicht nur angedeutet, sondern gelegt, daß die Perspektiven, die hier geöffnet werden, für die Lösung der politischen Weltprobleme praktischer und nüchterner und näher an der Sache sind als alle politischen und ökonomischen Programme. Für mich wird das aktuell deutlich am Beispiel der Feindesliebe mit allem, was darum, davor und dahinter steht: daß wir Menschen nämlich nur miteinander leben können, wenn wir Rechtsverzicht für möglich halten, wenn wir nicht das Letzte einklagen, wenn wir als Stärkere oder als die, die sich für stärker halten, den ersten Schritt tun. Was würde das bedeuten, wenn christliche Regierungen in dieser Welt dies in der Frage des Wettrüstens täten und die kleinen Zeichen dafür nicht dem Ersten Sekretär der KPdSU überließen? Frieden zu stiften also in einem Augenblick, in dem die Mächtigen bereits Schritte tun, möglichst viele Geschöpfe Gottes und vielleicht die ganze Schöpfung umzubringen. Davon ist zu reden. Freiheit zu leben in einem Augenblick, in dem jedenfalls in unseren Ländern diese Freiheit immer mehr zur Freiheit der Ellbogen des Stärkeren verkommt und wohl auch breite Teile des Volkes begreifen, daß die, die angeblich regieren, nicht die wirklichen Regenten sind, sondern ganz andere ökonomische Mächte und Gewalten, die fast schon in die Verse des Neuen Testaments gehören. Recht und Menschenrechte zu verteidigen in einem Augenblick, in dem überall auf der Welt diese Rechte mit Füßen getreten werden.

Und nun kann ich hier nur als einer stehen — verzeiht mir das bitte — der Euch ermutigen möchte, immer wieder von neuem diese Beispiele beim Namen zu nennen, beim Predigen des Wortes Gottes so konkret wie möglich zu werden und, wenn es sich um jene Zusammenhänge handelt, zu Hause anzufangen. Es ist also wenig glaubwürdig, sich über die DDR aufzuregen, wenn im eigenen Lande der Polizeistaat stärker wird. Dabei gilt es, Einäugigkeit zu vermeiden: Chile und die CSSR, Brasilien und Aethiopien haben das gleiche Gewicht. Wenn das immer wieder auf einfache, aber deutliche Weise beim Namen genannt vorkommt, dann bilden sich nach meiner Erfahrung

Gruppen, die fragen: «Was sollen wir tun?», ganz von selbst. In meiner Schlachtenseer Gemeinde ist keine Gruppe von oben gegründet worden. Das kann dann zu ganz aufregenden Konsequenzen führen. Ich möchte Ihnen ein Beispiel vorführen, damit Sie merken, was möglich ist. Auf der Höhe der Auseinandersetzungen über die elenden Folgen des Radikalenerlasses, bei denen wir auch in Berlin eine Reihe von schlimmen Beispielen hatten, gab es über die Frage des Umgangs mit Minderheiten aus den Texten, die anstanden, Predigten und ein Gemeindegespräch. Bei diesem Gespräch standen von dem Berufsverbot Betroffene auf und brachten vor, sie hätten keinen Ort, an dem sie, ohne überwacht zu werden, über ihre eigenen Erfahrungen miteinander reden könnten und vielleicht auch mal mit jemandem, der nicht unter dem Druck eines solchen Berufsverbotes stünde. Da kam der Vorschlag, jede Woche einmal einen Raum unseres Gemeindehauses zur Verfügung zu stellen. Das ging nicht ganz einfach im Gemeindegemeinderat, aber es ging. Und wir haben dann über viele Monate hin diese Gruppe bei uns zu Gast gehabt — übrigens in einer absurden Situation (damit es wieder was zu lachen gibt): Das war gerade die Zeit nach der Aden-Geschichte, als ich mit fünf Terroristen in den Südjemen fliegen mußte. Ich stand unter persönlichem Schutz oder Ueberwachung, wie Sie sich's aussuchen wollen. Ich war an diesen Abenden meistens dabei, hatte drinnen diese K-Gruppen-Leute und andere schlimme Minderheiten, und vor der Tür saßen die Staatsschutzleute, um mich zu bewachen. Dies ist möglich, wie Sie sehen, heiter, aber nun ganz ernst gesagt. Das Ergebnis war, daß wir — leider nicht alle — aber fast alle von diesen jungen Menschen davor zurückhalten konnten, ganz zu verschwinden.

Dies als ein Beispiel unter vielen. Vielleicht könnte es unter Gemeinden und Christen auch mal möglich sein, sich gegenseitig abzusprechen: die eine ist mehr für diese, die andere mehr für jene Gruppe; es könnte ja denkbar sein, daß nicht jede das Gleiche mag. Nur einen hausbackenen Rat habe ich noch vorzubringen: bevor man in solchen Zusammenhängen handelt, soll man sich möglichst sachkundig machen. Bevor man rechts oder links abbiegt, muß man das Auto fahren können und die Straßenkarte einsehen.

Die politische Diakonie der Kirche

Wir haben bisher über die Gemeinde geredet; nicht von ungefähr, und ich glaube, völlig im Sinne von Karl Barth. Was immer er von den Großkirchen gehalten hat: sie sind da. Wir sind ihre Glieder, sie sind in wechselnden Formen in den Ländern, aus denen wir kommen, ja selbst wohl noch formal und auf dem Papier in der DDR, Körper-

schaften des öffentlichen Rechts besonderer Art. Ich habe sie doppelt erlebt: in meinen staatlichen Aemtern als kirchliches Gegenüber, in sechs Jahren als Mitglied einer Kirchenleitung und in achtzehn Jahren als Synodalmitglied. Der Befund ist leider mager, um mich höflich auszudrücken. Es hat einige Sternstunden gegeben. Auch hier will ich jetzt berichten.

Es war ein exemplarischer, leider eben einmaliger Vorgang, als wir, die politisch Verantwortlichen, durch die berühmte und umstrittene Ost-Denkschrift der Evangelischen Kirche in Deutschland endlich ermutigt wurden, von dem zu reden, was ist, um der verbreiteten deutschen Volksmeinung entgegenzutreten, daß wir den letzten Krieg gewonnen hätten. Oder denken wir an die Haltung eines einzigen Bischofs, nämlich des Bischofs von Westberlin während der Studentenunruhen. Und ein bißchen bescheidener, aber wichtig aus jüngster Vergangenheit: endlich wieder einmal ein gemeinsames Wort der Kirchen aus den beiden deutschen Staaten zu Fragen der Rüstung und des Friedens am 1. September 1979, wobei wir ehrlicherwise sagen müssen, daß dieses Wort auf Druck unserer Freunde aus der DDR zustande gekommen ist. Aber diese Kirchen sind eben nur ganz selten — und ich will mich hier auf die Beurteilung von Westberlin beschränken — als Kirchen öffentlicher Pflicht in Erscheinung getreten. Als Minister und in anderen Aemtern habe ich die Amtskirche eigentlich immer nur erlebt, wenn es um Geld oder kirchliche Einflüsse oder Beteiligungen ging. Es gab Ausnahmen. Aber auch nur wieder an der Nahtstelle der beiden deutschen Staaten in allen Zusammenhängen, die den Versuch betrafen, das Auseinanderbrechen völlig zu verhindern. Und es kam vor — und das will ich über das persönlich Erlebte hinaus als wichtiges Beispiel eines weißen Fleckens vorstellen —, daß auch einmal ein Bischof zu einem politisch Verantwortlichen kam und sagte: «Was machst du da eigentlich?» Die unmittelbare politische Seelsorge derer, die in unseren Kirchen mit hohen Titeln auf der gleichen Ebene stehen wie die, die die Staaten regieren, scheint mir eine absolute Mangelerscheinung zu sein. Hier gehört ja auch der merkwürdige Vorgang dazu, daß nach dem Zusammenbruch der Monarchie in Deutschland die persönliche Fürbitte für die politisch Verantwortlichen mit Nennung des Namens aus den Agenden weggefallen ist. Als ich das in meiner Gemeinde einführte, war das Erstaunen groß. Wie nötig jene Verantwortlichen das Gebet haben, weiß ich aus eigener Erfahrung, auch wenn man ihre Namen nicht besonders liebt. Zur Schicksalsfrage der Menschheit, wie wir in den nächsten Wochen und Monaten und hoffentlich noch in ein paar Jahren den nächsten Weltkrieg vermeiden können, ist, nach meiner Kenntnis, bis auf ein paar Gespräche hinter den Türen, nichts Konsequentes gesagt oder getan worden. Dabei hat

diese Frage auf der Liste politischer Diakonie erste Priorität. Aktivitäten, etwa wie die der holländischen Kirchen, sind ausgeblieben. Die EKD war, wie immer, ausgewogen und zurückhaltend. Es handelt sich ja auch nur um den Mord an Millionen Menschen und nicht um den Paragraphen 218. Dort ist man wesentlich weniger zurückhaltend und geht bis ins Einzelne.

Aber kann nun einer von uns, ein Pfarrer, eine einzelne Gemeinde, das ändern, das in Bewegung bringen, das in Frage stellen? Ich glaube schon, und ich möchte dazu ermutigen. Der Pfarrer hat in seiner für uns unaufgebbaren Bindung an Gottes Wort den freiesten Beruf in unserem Lande. Seid mir nicht böse, Ihr Herren Professoren: noch freier als Ihr! Denn Ihr seid, wie ich unterrichtet bin, Staatsbeamte. Und das scheint mir weithin vergessen zu sein. Ich bin in theologischen Fakultäten und in Pfarrerkonventen herumgereist und auf ein Selbstmitleid gestoßen über die unglaubliche Unterdrückung von Pfarrern, daß ich nur gestaunt habe. Wenn man nicht seine eigene Frau umbringt, geschieht einem doch gar nichts in dieser Kirche. Und die Gemeinden, das ist übrigens bis ins Formale hinein vergessen, sind als jede einzelne für sich selbst in deutschen, jedenfalls in preußischen Landen, Körperschaften des öffentlichen Rechts besonderer Art. An sie kann auch keine Kirchenleitung in diesen Zusammenhängen, wenn es ernst wird, heran. Sie kann das Geld sperren, nun gut. Dann lebt eine solche Gemeinde mal wieder wie zu Zeiten der Bekennenden Kirche. Es wird ihr sehr nützlich sein. Ich habe jedenfalls manchmal das Gefühl, aus lauter Vorsicht und Aengstlichkeit sind diese Grundtatsachen einfach vergessen. Jede Gemeinde hat die Kirche und die Kirchenleitung, die sie verdient, so wie übrigens jedes Volk die Regierung hat, die es, meistens jedenfalls, verdient. Der Aufstand gegen den Irrsinn der Rüstung ist möglich und nötig und man kann ihn organisieren, wobei man hier allerdings die Türen aufmachen soll für Bundesgenossen, die aus anderen Motiven das Gleiche wollen. Die Berührungängste mit Minderheiten, die politisch verfehmt sind, sollte es für einen Christen in diesem Zusammenhang nicht geben. Mir haben jedenfalls Kommunisten in den Gefängnissen mehr geholfen als andere Leute. Man sollte das bald tun, und ich sage es nicht als fromme Formel, sondern ganz ernst, um Jesu Christi willen.

Exemplarisches Handeln

Diese Ueberschrift werden Sie nun vielleicht ganz altmodisch empfinden. Aber ich meine, keine Dogmatik und keine Ethik, keine Theorie und hier oder dort geforderte Praxis, auch keine Aenderung irgend einer kirchlichen oder gemeindlichen Struktur, so wichtig sie auf lange

Sicht sein mag, wird den Auftrag des Wortes Gottes besser erfüllen können als die Beispiele, die wir selbst geben. Ich habe, wie Sie inzwischen wohl schon gemerkt haben werden, die «kirchliche Dogmatik» nur in kleinen Teilen gelesen. Aber der Mann, der sie geschrieben hat, ist jedenfalls für unsere Generation, der, zu der ich gehöre, in einem ganz schlichten, unmittelbaren Verständnis ein Vorbild und ein Beispiel dafür gewesen, wie man als Christ leben kann. Oder: Kurt Scharf hat durch seinen Besuch bei Ulrike Meinhof mehr in Bewegung gebracht — im Bösen wie im Guten — als alle kirchlichen Denkschriften und Worte hätten erreichen können. Oder: ein evangelisches Krankenhaus, was immer das sei, das anders, nämlich menschlicher ist als seine kommunalen Nachbarn, bringt mehr Zeugnis vom versöhnenden Gott als noch so große Pläne über die Arbeit an Kranken. Und darum glaube ich, sollten wir wieder bei uns selber anfangen, wenn wir von der politischen Praxis der Christen reden. Ich wollte Ihnen dazu heute abend ein bißchen Mut machen.

ANDREAS SCHMUTZ

Hoffnung auf den «Sozialismus mit Seele»

Eindrücke von einer Studienreise durch die DDR

Vom 19.—26. September dieses Jahres hat eine Studentengruppe der Evangelischen Universitätsgemeinde Bern eine Studienreise nach einigen Städten der DDR: nach Berlin, Leipzig, Weimar, Erfurt und Halle, durchgeführt. Für mich war die DDR nicht ganz Neuland. Ich hatte von 1975 an fünf Jahre lang im Auftrag des HEKS und der Bernischen Landeskirche als Mitarbeiter der Niederländisch-ökumenischen Gemeinde in Berlin und teilweise in der DDR gearbeitet. So haben sich die Eindrücke von der Studienreise mit denen von meinem Arbeitsaufenthalt vermischt.

Organisiert wurde die Reise von «Jugendtourist», dem staatlichen Jugendreisebüro der DDR. Für die inhaltliche Gestaltung des Programms waren mir marxistische Freunde behilflich, interessante Einblicke in das politische Selbstverständnis und in das gesellschaftliche Leben der DDR zu bekommen, und christliche Freunde haben mir geholfen, Eindrücke über das Leben der Kirche in dieser Gesellschaft zu gewinnen.